

Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 87 (2000)
Heft: 10: Nekropolis

Artikel: Ausblick auf eine Debatte
Autor: Hubeli, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-65191>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ausblick auf eine Debatte

In Zürich gab die Stadt drei Grundstücke im Baurecht an Genossenschaften ab – mit der Bedingung, Wohnbau-Wettbewerbe auf Einladung durchzuführen. Diese stehen als Beispiel für viele andere, ähnliche Fälle, die ein offensichtliches Theorie-Vakuum belegen. Es besteht Anlass, das thematische Feld abzustecken, in dem sich vor dem Hintergrund aktueller Forschungen eine zukünftige Architektur- und Wohnbaudebatte abspielen könnte.

Die Stadt Zürich veranstaltete kürzlich drei Wohnungsbau-Wettbewerbe im Auftrag ihrer Baurechtsnehmerinnen. Es galt, in städtischen Aussenquartieren Anlagen mit rund 25, 45 und 70 genossenschaftlichen Wohnungen zu entwerfen.

Der Handel zwischen Stadt und Genossenschaft beziehungsweise zwischen Wettbewerbsauflage und Baurecht wurde ergänzt durch einen erhofften Beitrag zum politischen Legislaturziel, nämlich steuerkräftige Familien in die Stadt zu locken. Dafür sollen «10 000 grosse Familienwohnungen in 10 Jahren» in der Stadt Zürich gebaut werden, auch wenn dies dem neuen städtischen Wohnungsbedarf widerspricht, der auf vielfältige Single-Haushalte und Zweitwohnungen für Stadtpendler ausgerichtet ist.

Neben der Wohnungsgrösse als Lockvogel für Nichtstädter wurde die Aufgabe im Wettbewerbsprogramm mit folgenden Stichworten umschrieben: «hoher Wohnwert für alle Generationen ... mit Berücksichtigung veränderter Gesellschaftsstruktur (Berufstätigkeit von Frau und Mann, Erziehung durch beide Elternteile, frühere Autonomie der Kinder usw.) ... qualitätsvolle Wohnungen, ... ein Angebot von Familienwohnungen bis zu loftartigen Raumvorstellungen ... die Wohnungsgrundrisse sollen sowohl offene als auch konventionelle Grundrissdispositionen erlauben ... Aussenbereiche mit hohem Gebrauchswert».

Die Auswahl der Büros erfolgte über «eingereichte Bilderreferenzen», und die Fachjury setzte sich für alle Wettbewerbe aus Peter Ess, Elisabeth Blum, Annette Helle, Markus Peter und Roland Raderschall zusammen; zudem je Wettbewerb: Urs Primas, Michael Hauser, Ruedi Zai oder Jacques Blumer.

Bei einem Überblick über sämtliche Arbeiten stellte der Projektleiter

fest, dass «ein gewisses Vakuum in der Wohnbaudiskussion vorhanden ist».

Das unterträgliche Unbestimmte

In einem regelmässigen Zyklus wird vorausgesagt, dass die Moderne an ihren inneren Widersprüchen scheitern werde. Und immer von neuem bestätigt sich die Tatsache, dass keine der Voraussagen eintrifft. Da es der Moderne auch gelingt, ihre Kritik beständig zu neutralisieren, scheint es nahe liegend, die Wörter mal anders zu sortieren oder die Frage gar umzukehren: Was sind die Gründe für den Erfolg der Moderne, der offensichtlich nicht zu bremsen ist? Oder: Wieso lässt man sich die dauernden Innovationsschübe gefallen, die das Alltagsleben revolutionieren, entmystifizieren, säkularisieren und rationalisieren?

Die Rezeption der Moderne wendet sich heute vermehrt solchen und ähnlichen Fragen zu. Sie sucht nach dem inneren Kern, nach Fragen, welche die Moderne selbst aufwirft: Wo liegen ihre eigenen Grenzen? Bei solchen Recherchen handelt es sich – im ursprünglichen Sinn des Wortes – um eine Dekonstruktion der Moderne.

Zygmunt Baumann hat in seinem Buch «Moderne und Ambivalenz» solche Grenzen beschränkt und sie als Angst vor dem Unbestimmten beschrieben. Dieses Unbestimmte hat die Bedeutung eines unterbewussten Feinbildes, das reflexartig mit allen verfügbaren Mitteln der Technik, Planung, Wissenschaft, Organisation – notfalls auch mit Ideologien der Aufklärung – bekämpft wird. Aus diesem Kampf resultieren zwar innovative Nebenprodukte, aber keine Sieger. Im Gegenteil. Das Unbestimmte besteht nicht bloss weiter; es geht über in beständige Formen der Verwaltung, die sich auf lückenlose Planung und rationale Lebensführung eingeschworen hat.

Die moderne Architektur zeigte schon früh ihre Abneigung gegen Ambivalentes, im Speziellen gegen jene Räume, die unkontrollierbar mit Emotionen und Erinnerungen aufgeladen werden und jeden architektonischen Gestaltungswillen unterlaufen. So empfahl Bruno Taut den Hausfrauen, ihre mit Nippes, Kitsch und Erinnerungsstücken angefüllten Wohnungen zu entrümpeln, um Raum für «Die neue Wohnung» zu schaffen. Sie sollte ein endgültiger Entwurf sein, der das Wohnen von Erinnerungen, Überflüssigem, Unfertigem und Improvisiertem befreit. Gegen das real existierende Unbestimmte wurde die Wohnung wie ein pädagogisches Vehikel mobilisiert, das Lebensreformen in Gang bringt, welche puristischen Idealen, dem technischen und kulturellen Fortschritt gehorchen.

Heute scheint man sich darüber einig, dass solche rigiden Vorstellungen der Moderne längst überwunden sind. Doch weit gefehlt. Zwar wird das vordergründige Pathos mit seinem erzieherischen Duktus vermieden, was aber eher ein Beleg als ein Gegenbeweis ist. Denn nach wie vor leitet die Architektur die Denkfigur an, einem kontrollierten, kulturellen Überbau zu folgen. Der Unterschied zur Moderne besteht lediglich in der Ergänzung durch vormoderne Referenzen, die als Simulation vergangener Rituale des Häuslichen zu haben sind. Solche Erweiterungen des architektonischen Spektrums belegen keineswegs eine neue Vielfalt, sondern die Tatsache, dass alle Architekturen heute modern sind.

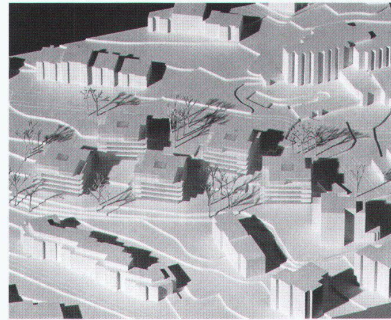
Das neue Wohnen geschieht heute ohne Überbau. Es folgt weder übergeordneten Werten noch Zahlen; es ist – gemessen an herkömmlichen Vorstellungen – unbestimmt und unberechenbar. Dabei handelt es sich nicht um einen kulturellen Trend, sondern um einen gesellschaftlichen (und

Wohnüberbauung Steinacker, Zürich-Witikon

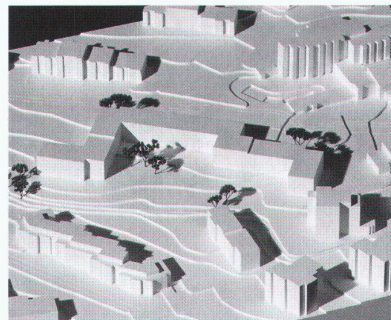
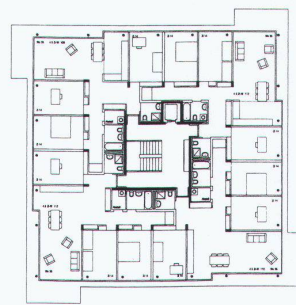
In einer eher locker überbauten Umgebung gelegen, mit nahen Erholungsgebieten und an leichter Hanglage mit südorientierter Aussicht befindet sich das Grundstück in einem indifferenten Stadtrandgebiet.

Das erstarrte Projekt variiert die vorhandene Streubauweise mit einem Siedlungsmuster, wie es für Stadtvillen-Quartiere aus dem 19. Jahrhundert üblich war. Allerdings handelt es sich dabei nicht um Villen, sondern um drei- bis viergeschossige Häuser mit vier Wohnungen pro Geschoss. Diese Morphologie soll die doch hohe, eher städtische Ausnutzung und Dichte entschärfen, um die Landschaft nicht zu zerstücken, sondern lediglich mit Solitären punktförmig zu durchsetzen.

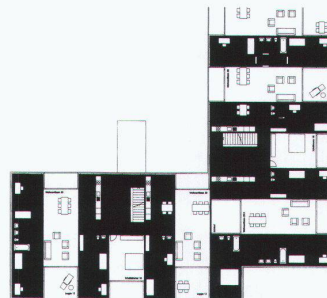
Die offensichtliche Absicht findet allerdings keine Entsprechung in der doch notwendigen engen Abfolge der Blöcke, welche die Landschaft verriegeln. Der Vorteil vom Solitär gegenüber der Zeile ist in dieser Disposition keiner. Zwischen den Blöcken entstehen eher Resträume als eine konzipierte Abfolge von verschiedenen nutzbaren öffentlichen Aussenräumen. Dem Situationsschema mit dem unmotivierten symmetrischen Vierspänner müssen zudem hangseitige und schlecht orientierte Wohnungen und Räume geopfert werden. Die rund 70 immer gleichen, konventionellen Wohnungstypen mit 5 Zimmern unterscheiden sich lediglich in der mehr oder weniger schlechten Orientierung.



1. Preis:
Hasler Schlatter Werder,
Zürich



3. Preis:
Barbara Neff, Bettina
Neumann, Zürich



demografischen) Fakt, der irreversibel ist. Auf einen Nenner gebracht: Das Wohnen existiert nicht mehr. Im herkömmlichen Sinn ist es auch nicht mehr architektonisch.

Heimatlosigkeit als Gewinn

Wenn man von einem Entwerfen mit dem Unbestimmten spricht, hat dies wenig mit den strategischen oder methodischen Fragen zu tun, um welche sich die Debatten der Sechziger- und Siebzigerjahre drehten. Das Unbestimmte – als Grenzerfahrung der Moderne begriffen – verschärft vielmehr die Frage: Was bleibt von der Architektur übrig, wenn sie sich nicht auf eine kulturelle Behauptung als Überbau stützen kann?

In Verläufe einer fortwährenden Modernisierung sind der Architektur ihre ursprünglichen Voraussetzungen abhanden gekommen. Zunächst haben sich die naturwüchsig materiellen Bindungen von Ort und Kultur aufgelöst, dann die Bindungen von Ort und Zeit und schliesslich auch die Bindungen von Ort und Geschichte. Freilich sind solche Bindungen noch in Dingform oder als Anschauungsmaterial zu haben, auch als architektonisches – ihnen fehlt aber die Verankerung in einem Lebenszusammenhang, sodass sie im wörtlichen Sinn nostalgisch sind.

Mit anderen Worten: Die Architektur verfügt nicht mehr über die Möglichkeit, «Zugehörigkeiten» herzustellen, die in eine kulturelle oder «kosmische Ordnung» (Norberg-Schulz) eingefügt sind. Architektur kann weder Heimat, Authentizität noch Stabilität bieten, noch kann sie das Wesen des Ortes kultivieren und bewahren (wie die Musealisierung architektonischer Objekte bestätigt).

Allerdings ist die Auflösung traditioneller Ortsbindungen keinesfalls mit dem Synonym «Zerstörung» gleichzusetzen; es geht – wenn man den historischen Prozess mit einbezieht – um die Überwindung ursprünglicher Abhängigkeiten.

Aus diesem Zusammenhang spricht etwa György Lucas von einer «transzendentalen Obdachlosigkeit», und Karsten Harries feiert in seinem post-heideggerischen Credo gar die Befreiung vom «Terror des Ortes...»: «Um uns zu Hause zu fühlen, akzeptieren wir unsere Heimatlosigkeit.»

Umbewertung als Form

Heute ist das Wohnen zwar auch, aber nur vordergründig, Ausdruck einer Individualisierung; im Kern ist es ein Provisorium für eine nomadisierende Gesellschaft, die sich zwischen verschiedenen, auch zwischen realen und virtuellen, Orten bewegt. Die Trennung von Ort, Kultur und Wohnen ist eine irreversible Folge anhaltender Modernisierung. Damit ist eine Herausforderung verbunden, welche die Architektur und ihre Grundlagen in Frage stellt. Aus verständlichen Gründen sind nahe liegende Antworten – sie in anarchistischer oder nihilistischer Manier – unbequem oder nur als Albtraum vorstellbar.

Denkbar ist aber eine andere Antwort. Wenn der Kontext nicht aus dem Blickwinkel von bildlichen Analogien und Gegenständlichkeit gesehen wird, öffnen sich neue Spielräume. Diese sind keineswegs grösser oder beliebiger als historische Morphologien oder kulturelle Setzungen. «Die Freigabe von Orten» (Ignasi Solà-Morales) bedeutet vielmehr ein Potenzial, die Bindungen von Ort, Kultur und Zeit zu Gunsten einer intensiven Wirklichkeit zu überschreiten. Solche «entstehen» freilich nicht – weder durch «Events» noch durch architektonische Angebote für bewunderndes Staunen. Es geht dabei um eine architektonische Konstellation, die gewissermassen zurückschaut: die Zuordnung von Ort, Funktionen und Baugattungen bleiben verschwommen; sie scheinen sich immer neu zu konstituieren und zu verdichten, sodass sich ein Spielfeld für Umbewertungen öffnet, die erst in der Aneignung entstehen.

Die Gleichzeitigkeit und Auflösung von realer und medialer Welt wie von Aussen- und Innenwelt bedeutet für die Architektur einen nicht absehbaren Paradigmawechsel. Das Etui, als das Walter Benjamin die Wohnung noch bezeichnete, füllt sich heute nicht nur mit Erinnerungsgegenständen, sondern mit dem Universum. Die Welt ist im Privatraum abrufbar, Vergangenes ist gespeichert, und die technischen Apparate verwandeln die Wohnung in ein Weltzentrum.

Wohnen als Option

Bis Anfang der Neunzigerjahre spiegelte sich in der Individualisierung der

Wohnformen noch eine wachsende Identitätsindustrie. Ihre Artikel, die vor allem von einer städtischen Aufsteiger-Mittelschicht begehrt wurden, entsprachen dem Wunsch, aus der Masse zu treten, Unterschiede zu markieren, die eine äussere Identität und einen Lifestyle verkörpern.

Die Wohnung dient dabei als eine Verkleidung ihrer Bewohner und ist darüber hinaus eine Seelenkiste, in der die Verhältnisse der Waren zur Person ritualisiert werden. Im traditionellen Sinn sind solche Wohnungen weder funktionalistisch noch architektonisch. Es sind rohe Raumaggregate der Selbstinszenierung, die sich vorwiegend auf die Atmosphäre von Gegenständen und auf den Ruf des Wohnortes beziehen.

Inzwischen hat «Individualisierung» ihren Stellenwert – als Stichwort für architekturtheoretische Debatten wie als Seismograf für sozialökonomische Trends – weitgehend eingebüsst. Seit den Neunzigerjahren haben sich offensichtlich die identitätsstiftenden Wirkungen von Stilisierungen und Lifestyle-Produkten abgeschwächt. Sie werden auch nicht mehr bloss durch andere ersetzt. Vielmehr koexistieren heute Lebensformen, Trends und Stile, ohne erkennbare Hierarchien entstehen zu lassen. Diese werden ersetzt durch eher pragmatisch ausgewählte, kurz- und mittelfristige Optionen – also durch eine klassische Optik der Moderne.

Dies äussert sich auch in der Tendenz, Wohnungen auf Zeit – nur für bestimmte Lebensabschnitte – zu beanspruchen. Mit anderen Worten: Es wird lieber umgezogen als umgebaut. Die zeitlich kalkulierte Präferenz bezieht sich nicht nur auf die Wohnung, sondern auch auf den Ort – auf seine Angebote an Infrastrukturen, Dienstleistungen, Szenen, Erholungsräumen usw. Das heisst, dass die herkömmliche Vorstellung von «Flexibilität», nämlich Wohnungen mit entfernbaren Wänden oder anderen Selbstumbauversionen auszustatten, heute weitgehend obsolet ist. Dies gilt auch für den in seinen Funktionen schwach determinierten Loft, insofern als jener eher einem Lifestyle-Produkt entspricht als einer Typologie.

Falls der Begriff «Flexibilität» überhaupt noch angemessen ist, bezieht er sich heute mehr auf eine spe-

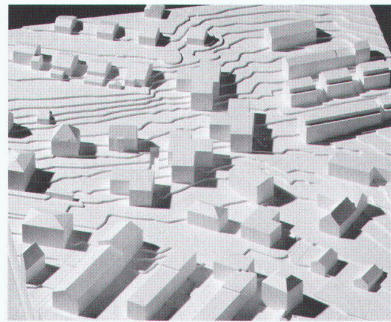
Wohnüberbauung Hagenbuchrain, Zürich-Albisrieden

Das Grundstück hat eine mit dem Areal «Steinacker» vergleichbare Topografie und liegt in einem stadtnahen Wohnquartier. Die Ausnützung erlaubt eine relativ lockere Bauweise, sodass der Hang nicht verbaut werden musste, sondern als Landschaftselement figurieren kann. Um dieses drehen sich denn auch die meisten Projekte – sei es in Form von frei angeordneten Einzelhäusern oder von Zeilen, welche der Falllinie des Hanges folgen.

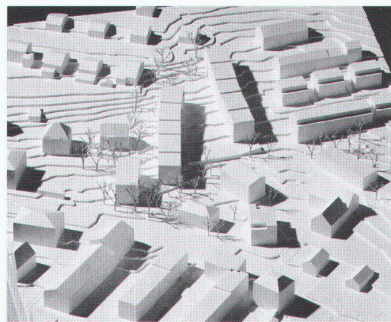
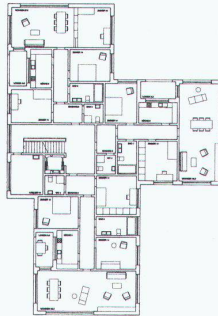
Das Projekt im ersten Rang erweitert das Thema, indem der Hang teilweise mit Aussenräumen gegliedert wird. Diese beschränken sich auf Andeutungen, bleiben geometrisch fragmentiert, sodass sie nahtlos ineinander übergehen, ohne die Hangfläche zu unterbrechen. Diese räumlichen Hybride, die sowohl städtische als auch ländliche Referenzen vermeiden, bewerkstelligen wenige, aber stark gegliederte und glatte Baukörper, deren Hauptrichtung in der Falllinie des Hanges verläuft.

Die Vorteile der plastischen Auflösung des Einzelbaus werden für die Wohnungen ausgespielt, insofern als alle von drei annähernd gleichwertigen Orientierungen profitieren.

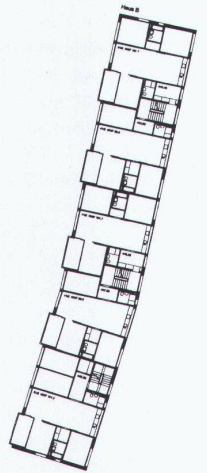
Die überdeterminierte Raumaddition in den Wohnungen ist wohl als antikes Rendering zu verstehen, für das Lebensformen neu erfunden werden müssten, die im vorletzten Jahrhundert schon veraltet waren.



1. Preis:
Samuel Bünzli, Simon
Courvoisier, Zürich



2. Preis:
Adrian Streich, Zürich



zifische Lebensform und Mobilität als auf die Wohnung selbst (was auch Richard Sennets «flexibler Mensch» als Zeitgeistfigur kennzeichnet). Insofern findet ein Übergang von einer baulichen Flexibilität zu einer Spezialisierung statt, die darin besteht, den Wohnungstyp mit den lokalen Vorzügen und einer bestimmten Lebensform zu koordinieren.

Die funktionelle Anpassungsfähigkeit bezieht sich nun eher auf die räumliche Mikrostruktur, die erlaubt, innerhalb der gleichen Raumkonstellation Zwecke und Einrichtungen ad hoc auszuwechseln oder auszutauschen. Dies entspricht einer räumlichen Disposition, die weniger Funktionen als eine Zonierung der Hauptfunktionen unterscheidet – etwa Service- und Nutzungszonen.

Nach den einschlägigen Selbstdefinitionen eines der Nachfrage folgenden Wohnungsmarktes wäre sein Status als «funktionierender Markt» heute paradox: Der Markt existiert zwar, weil das Wohnungsgut knapp ist; er existiert aber nicht, weil er einer Nachfrage folgt, die vor Jahrzehnten schon ihre Gültigkeit verloren hat. Die klassische, in 4½ Zimmer gegliederte Wohnung entspricht einem Durchschnitt, den es nicht gibt, den niemand will und der – angesichts des knapp gehaltenen Angebots – repressive Wohnbedingungen schafft.

Reurbanisierungstendenzen

In jüngster Zeit beobachtet man, dass parallel zur Stadtauflösung eine Gegentendenz stattfindet. Ein Grund ist der, dass es immer weniger Familienhaushalte und immer mehr einzelne Existenzen gibt. Die Single-Haushalte lassen sich zwar kaum klassifizieren: Singles mit und ohne Kinder, Haus- und Wohngemeinschaften, Paare mit zwei Wohnungen usw. Doch besteht in der Abhängigkeit von einem städtischen Umfeld mit seinen Dienstleistungen und in einer relativ niedrigen Kaufkraft eine Gemeinsamkeit. Über eine solche kommt auch ein neues, in den Stadtkernen wohnhaftes Proletariat der Service-Industrie nicht hinaus, die vor allem in Städten mit global wirkenden Konzernen stark angewachsen ist. Auf ein städtisches Umfeld sind mehrheitlich auch Haushaltformen mit Arbeitsplätzen angewiesen, ebenso wie zeitverschobene und global

vernetzte Berufstätigkeiten, die das Angebot an zeitlich deregulierten Dienstleistungen beanspruchen (die in manchen Städten bald auf 24-stündige Öffnungszeiten ausgedehnt werden). Zudem verzeichnen Zweitwohnungen für Stadtpendler in grösseren Städten ein Wachstum.

Gesamthaft dominieren in allen europäischen Städten heute Single-Haushalte, teilweise mit Anteilen von über 70 Prozent. Dass dieser Anteil gegenüber Familienhaushalten voraussichtlich weiter ansteigen wird, ist vor allem darauf zurückzuführen, dass das Leben in den Städten insgesamt billiger ist als ausserhalb. Unabhängig davon gelten periphere Gebiete oder Vorortssiedlungen – aus vielfältigen Gründen – nach wie vor als attraktivere Wohnorte.

Die Ursache/Wirkungskette neuer Haushaltformen, sozialer Umschichtungen, heterogener Zeitstrukturen und der Konzentration der Service-Industrie in der City wird voraussichtlich zu einer Rezentralisierung der Städte führen.

Die Nachfrage nach den beschriebenen urbanen Wohnformen wird quantitativ zunehmen. Ihre Klassifizierung ist aufgrund der nicht voraussehbaren Vielfalt kaum möglich – allenfalls in Form eines Ausschlussverfahrens: keine konventionellen 3- oder 4-Zimmer-Wohnungen und keine familiären Grosswohnungen, eher eine Mischung aus wenig determinierten und hoch spezialisierten Wohnformen.

Dabei wird dem städtischen Kontext und dem Wohnumfeld ein eher höherer Stellenwert als der Wohnung selbst beigemessen. So können einzelne Überbauungen mit ihren individuellen Existenzen einen besonderen Status erreichen – eine Art Mikroorganismen bilden, die in ihrer Ansammlung die multilokale Struktur der Städte verstärken und das Verhältnis von Öffentlichkeit und öffentlichem Raum teilweise neu strukturieren. Eine Vielfalt von Teilöffentlichkeiten wird die Multilokalität kennzeichnen, die sowohl Formen räumlicher Einkapselung als auch Formen stadträumlicher Einbindung haben kann.

Schliesslich wird die Auflösung des Gegensatzes von Stadt und Land auch eine Umbewertung traditioneller

Stadträume, Architekturzeichen, Baugattungen und Urbanitätsvorstellungen bewirken: die traditionelle Polarisierung von Stadt und Land wird in einem Weder-Stadt-Noch-Land-Kontext neutralisiert wie die zeichenhaften Unterscheidungen von Bedeutungen und Gebrauchswerten.

Ernst Hubeli

Wohnüberbauung Schürliweg, Zürich-Affoltern

Das Grundstück liegt inmitten eines typischen Aussenquartiers, das fast ausschliesslich mit mehr oder weniger grossen Zeilen besetzt ist. Alle Projekte hielten sich an das ortsübliche Muster, sodass sich die Zeilenensembles lediglich in verschiedenen – hofähnlichen oder offenen – Aussenraumversionen unterschieden.

Einzig das Projekt im ersten Rang ging von der Einsicht aus, dass in diesem Niemandsland das Gebäude selbst einen Ort und eine eigene Wirklichkeit konstituieren muss. Anstelle eines Arrangements aus Zeilen wird ein einziges, leicht abgestuftes Gebäude auf den Hang gelegt. Es reizt alle vorhandenen und nicht vorhandenen Potenziale der Topografie aus, was der Querschnitt anschaulich vermittelt: Vom Wohnraum (mit Aussicht auf die öffentlichen Aussenräume) blickt man auf der gegenüberliegenden Seite in einen Innenhof (der im Gegenlicht erscheint und einen Durchblick auf den anderen Teil der Wohnung öffnet). Den Hof durchquert man wohnungintern und seitlich über eine verglaste Passage (die zugleich als Küche dient), um in den anderen Teil der Wohnung zu gelangen, wo sich die weite Aussicht auf die Hügelkette der Lägern anbietet.

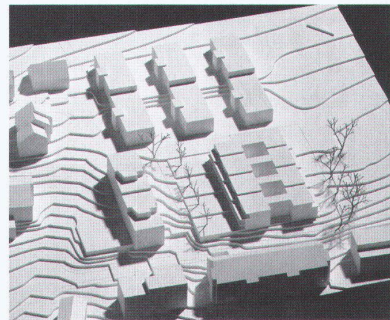
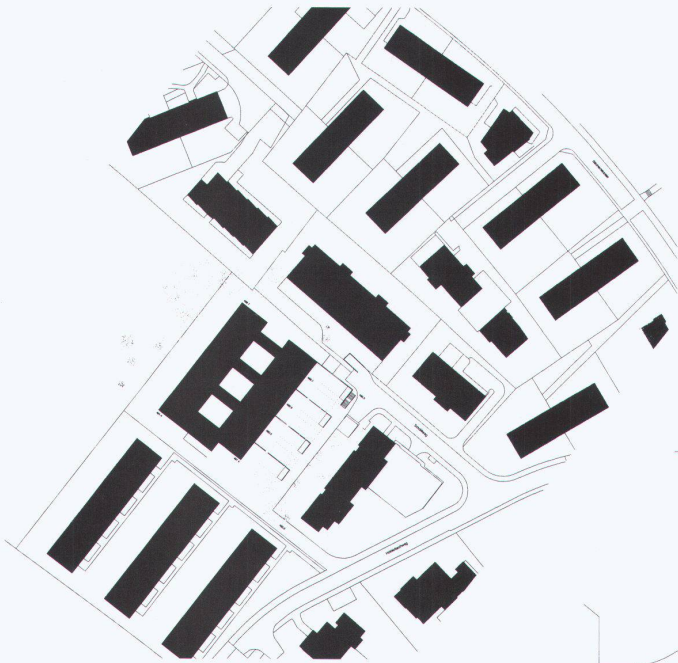
Die Spezialität der Wohnung besteht in der aussergewöhnlichen Raumabfolge, die einkapselnd nach innen und gleichzeitig nach aussen offen wirkt. Darüber hinaus wird – trotz kompakter Bauform – ein Reichtum von Innen-Aussen- und Aussen-Innen-Verhältnissen freigespielt. Damit scheint sich die Wohnung nicht bloss zu vergrössern, sondern zu verdoppeln – in Form von zwei selbstständigen Raumgruppen mit dazwischen liegendem Patio.

Hinweise:

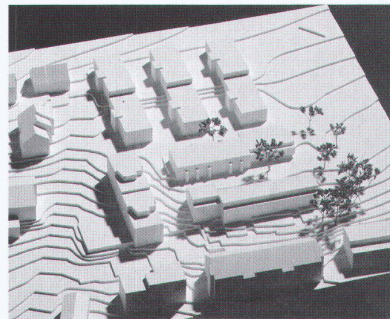
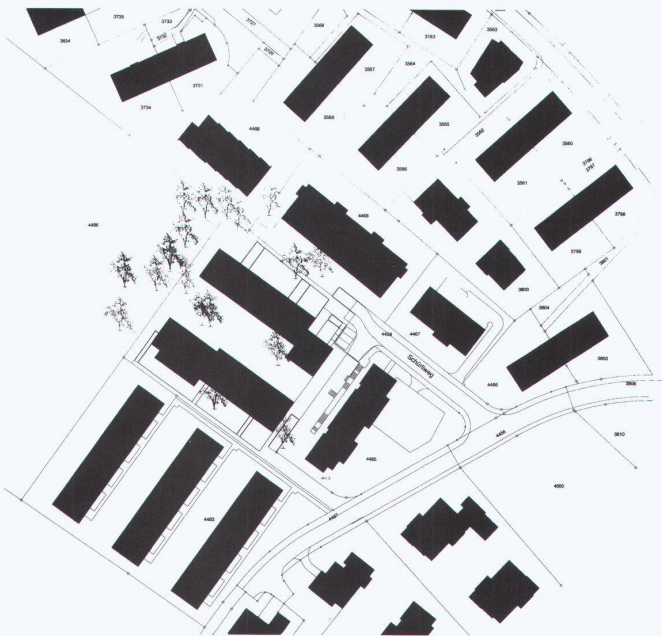
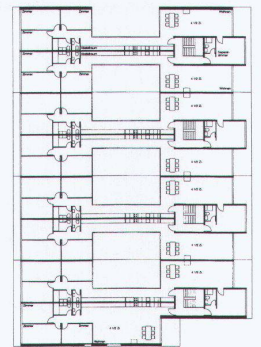
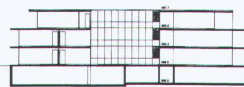
Die Thesen basieren auf neueren europäischen Stadt- und Wohnbauforschungen.

Ausserdem:

Karsten Harries: *The Ethical Function of Architecture*, Cambridge/London, 1997
Ullrich Schwarz: *Vom Ort zum Ereignis*; In: *Werk, Bauen+Wohnen*, 12/1999, S. 50
Ignasi Solà-Morales: *Weak Architecture*, Cambridge/London, 1997



1. Preis:
Ueli Zbinden, Zürich



4. Preis:
Meritzell Vaquer,
Daniel Bosshard, Zürich

